

Das Fräulein.

Erzählung von **Christa M. Neuferting.**

(16. Fortsetzung und Schluß.)

Herr von Salteneo blinnte finstern auf den Schnee zu seinen Füßen. Dann begann er wieder: „Der alt' Herr von Waibach hat das Gut hier von seinem Vater erbt, er ist also in der Pfalz aufgewachsen und hat was vom Pfälzer Boden verlernt, wenn er sich drum gekümmert hat.“ Zwar freilich so leicht ist das Fräulein hier nicht, wie ein Fremder etwa denkt, denn hierzuland ist eine ebe mit so sehr Landwirth, als viel mehr Weinwirth, und dazu, um das recht zu sein, gehört aber vielerlei. Der alt' Herr hat aber damals in seiner Jugend mit einmal wenig davon lernen möge, sondern er hat nur für seine Wissenhaft gelebt, die andere, die hier bringe, und die Arbeit hier, die hat er gemeint, er sei e großes Licht. Der alt' Herr aber ist sehr viel mehr verstand als sein Erbe und war eigensinnig dazu. Er hat erumpert mit allerhand verärrliche Methoden und dann, wie daraus nir ward, ward er verdrossen und hat die Sache gehen lassen, wie's ging. Das war aber zu spät. Die Felder haben demüthig mit der Zeit verzeht, was die Weinberg hätte bringe sollte, denn gebracht habe sie nur — so wenig wie die Käferfammlung vom Herrn. Das dauert'nt lang, so muß er dann auch Hypothek aufnehmen, und weil die Rinsen koste, wieder Hypothek, bis das Gut, das er schuldener übernehmene hat, auf das höchste belastet war. Mittlerweile war aber das Fräulein herangewachsen und hat angefangen, die Sache zu begreifen, und es ist ihr vor der Gefahr hand geworden, die als auf Haus und Hof herzugegriffen kam. ... Da hat sie gemeint, sie kann'nt selber wehren, und hat selbst wirthschaftete. Aber was soll e Kind von sechzehn Jahre vom Weinbau verstehen, an dem e Mann, der in ihm alt geworden ist, noch zu lernen hat? Es ist wohl als mehr Ordnung in die Sache gekommen, aber um das gut zu machen, was verfehlt worden war, dazu gehörte andre Kräfte. Ich hab' die Meise hergebracht, foweit ich konnte.“ Das Gut kam auch herauf und hat die letzte Jahr als anfang mehr zu frage, aber die Rinsen von dem Feld, was jetzt schon darauf war, die hat's mit bringe konnte. ...

Er hielt inne, als befinne er sich, was er noch sagen wolle oder müsse, und sein Blick wanderte über in die Landschaft hinaus, die ihr fruchtbares Gelände weithin unter dem Schnee verdeckte. Dann fuhr er, von Asten sich mehr noch abwendend, fort: „Wie das endet, wenn die Sache einmal so weit gediehe find, weiß jeder, der die Landwirthschaft kennt. Das Gut kommt auf die Gant und der Besitzer von Hof. Ich hab' mein Geld gleich in den Schornstein geschriebe, aber ich hoff' doch die Familie damit von Schlimmte zu errette. Da mach' es das Fräulein möglich ohne mein Wissen noch e Hypothek aufzunehmen, die hinter meiner eingetragene worden. Was sie damit wollt, weiß ich nit, aber was sie erreicht hat, ist, daß sie in Hand kam, die als bald daran arbeitete, das End' herbeizuföhre. Die Klage war schon anhängig gemacht, als ich von der Gericht'nt erfuhr und nur in aller Eil' die neue Hypothek noch faunf konnte. Nun war es aber auch so weit, daß ich erkläre muß, der einzige, der jetzt hier noch wirthschaftete, ist ich, denn wenn auch mein ganz' Wille vielleicht schrankenlos gewesen wär, meine Mittel nicht so doch nicht. Meines Schwefter ihr Kapital durft ich nit angreifen, und meine Güter hat'nt ich schon belastet, foweit ich's mache lieh, ohne auch mich in einen Ruin zu ziehe, ber uns schließlich alle zu verführe droht. ... Dem alt' Enterte muß'nt also mitgetheilt werde, daß ich Herr hier wär, und auch das Fräulein hat ich, nichts anzuordne, ohne es vorher mit zu bespreche. Das geschah schon, aber sie kümmer'nt sich dann um gar nit mehr und hatt' alle Freund' um Wirthschaftete verloren. Da hab' ich, die Zuständ' wieder zu gelunde zu mach' und drang darauf, daß wir uns verlobte. Das Fräulein wußt'nt längt, daß mein Wunsch darauf gerichtet war, und es gab eine Zeit, wo auch ihr vor Gedanken nit unlieb war. ... Aber die Gewante der Madde wechste, und damals wollt' sie, die Verlobung soll'nt vorm Frühlings mit veröffentlicht werde. Meine Thorheit bestand darin, darauf einzugehe. ...

Asten unterbrach den Sprechenden. Die letzte Behauptung reizte ihn, und er beherrschte den Aeger nicht länger, den er darüber empfand, daß jener an seiner Verlobung festhalten wolle, obgleich er das namenslose Weiden, das dieselbe Friederike verurtheilte, kannte. „Thorheit?“ fragte er daher. Verzeihen Sie, aber der Ausdruck ist doch wohl ein falscher. Sie hätten den Eigennuß haben können, das Fräulein zu dieser Verlobung zu zwingen, das heißt, das zu verführe, aber dieser Eigennuß konnte auch dahin führen, Ihnen offen zu zeigen, daß das Fräulein jedes andres Gesicht, auch den beschönigtesten Ruin, dem von Ihnen in Vorschlag gebrachten vorzöge. ...

„Das Fräulein?“ Salteneo ließ seinen Blick in den Schnee, das die Stände aufstoben. „Zehntausend Tüsel erkläre ich...“ war das Ende des Satzes, das den Stuß in Gedanken begründete; aber er sagte es nicht — er dachte an das Ländchen — und lachte nur bitter.

„Sie haben e scharfe Ausdrucksweise, Herr Major,“ bemerkte er dann. „Schneidig, wie man das in Preuße ja wohl nennt! Wie Pfälzer freilich habe noch e andre Bezeichnung dafür. Aber ich will sie nit ausspreche, denn ich bin nit werkommene, um mit Ihnen zu streite, wie ich einmal schon gesagt hab. Ich werd' also den Vorwurf von Eigennuß eistode und mei' Erklärung kurz beende. ... Das Fräulein von Waibach ist freilich...

Wenn sie die Verlobung mit mir aufhebe will, werd' ich nit sühre, sie daran zu hindern. ... Es muß nur der wisse, um bestimme sie es vielleicht thun möcht, daß sie zu dieser Zeit e ganz arm's Madde ist und ihr Vater als Bettler hier vom Hof auszieht. ...

„In dem Gesichte des Majors malte sich der Kampf, den er mit sich führte. Er gab sich Mühe, die hell ausbrechende Freude zu unterdrücken. Aber es gelang ihm nicht.“

„Sie ermahnten mich, diese Erklärung dem Fräulein mitzutheilen?“ fragte er.

„Jawoll!“ antwortete der Pfälzer mit durchglänzendem Hohn, „ich ermahnt' Sie. Aber freue Sie sich nit allzufroh. Das Fräulein weiß, daß der alt' Herr sehr unglücklich sein würd', wenn er Ebereschenau verlassen müßt'. Das Gut hat'nt ja verkauft werde könne, wär das nit. Aber wo soll er hin? Er ist ja wie ein Kind, der alt' Herr! Er kann ohne seine Sammlung nit leben und ohne Frauenpflieg und Vorzorg nit. Das Fräulein weiß das, wie ich schon sagt', und sie weiß auch, daß... Nun, e gleichviel was... Aber sie wird die Freiheit nit annehme, die Sie ihr bringe, das ist gewiß...“

Asten betrachtete Salteneo betroffen. Er errieth, daß jener nicht alles gesagt wollte, was auf Friederike bestimmend wirken mußte, und dachte einige Sekunden nach.

„Sie haben mir Aufrichtigkeit versprochen, Herr von Salteneo,“ sagte er dann, „bitte theilen Sie mir mit, wie groß die Summe ist, die ich als letzte Hypothek auf Ebereschenau übernehme muß, falls ich Fräulein von Waibach heirathe.“

„In den Bügen des Pfälzers ging nach diesen Worten eine tiefe Wandlung vor. Er starrte Asten an, und in seinem Blicke offenbarten sich deutlich die Gedanken und Gefühle, die sein Inneres bewegten; er hatte gehofft, mit diesem Eigennuß gehofft, dieser Kavalieroffizier werde mehr praktische Lebensweisheit als Liebe besitzen. ... er wurde vielleicht gar nicht in der Lage sein, letztere in härterem Grade als erstere zu behaupten. Es war ja für einen Kavalier weisheit gar nicht möglich, ein armes Mädchen zu heirathen. ... Und nun fragte dieser Herr nach der Schuldenlast, die er als Heirathsgut übernehmen mußte, als sei dies selbstverständlich. ...

Seine Stimme klang heiser, als er erwiderte: „Dreihunderttausend Gulden.“

Es ging, während er die profanen Zahlen nannte, etwas in dem armen Menschen vor, was er nicht hätte in Worten beschreiben können. Es war ihm, als ginge die Sonne unter, um nie mehr auf sich aufzugehen. Für den Major konnte das Leben noch schön, noch lebenswerth werden, für ihn nimmermehr.

Asten begriff, was er litt. Er hatte ihm unrecht gethan und hätte das Wort Eigennuß, das er unüberlegt kurz vorher ausgesprochen hatte, gern zurücknehmen mögen. Aber der Gedanke an Friederike überzog. Verstand er doch erst jetzt ihr Handeln. Was er Schwäge genannt hatte, war Kraft gewesen, die Kraft, sich zu opfern, das eigene Glück zu vernichten, um das des Aetere erhalten zu sehn. Wie war es möglich, daß Asten nicht selbst darauf gekommen war? — Es war doch nur ein Geringeres, in dem Salteneo die entscheidenden Faktoren für sich gehobt, und Friederike hatte sich wohl Mühe lang damit abgemüht, die Zahlen anders zu stellen. ... Der Major legnete sein Gesicht, daß es ihm ermöglichte, die Zahlen einzuschreiben, die nötig waren, um eine andre Lösung zu finden.

„Ich werde die Hypothek erwerben,“ sagte er endlich, „denn ich kann mich nit entschließen, Ebereschenau selbst zu übernehmen. Ich bin mit Leib und Seele Offizier und würde einen schlechten Landwirth abgeben; besonders hier, wo, wie Sie richtig bemerken, die Wirthschaftsweise eine ganz andre ist als bei uns. Würde ich Besitzer von Ebereschenau, so läge die Gefahr nahe, daß die Dinge nicht viel anders als unter der Leitung des wackeln Herrn Enterte wären. Wenn Sie also glauben, daß sich für das Gut ein Käufer finden ließe, der...“

„Meine Schwester will das Gut erwerben,“ unterbrach ihn der Pfälzer rauch. „Sie bietet hunderttausendachtzigtausend Gulden dafür. Damit wären die darauf lastenden Schulden bis auf jene letzten dreihunderttausend Gulden gedeckt.“

Asten verstand. Das großmüthige Ländchen trat für die Jugendliebsfreundin ein, um den Bruder zu verpflichten, diese freizugeben.

„Ich würd' die Wirthschaft führe,“ fuhr Salteneo fort. „Und wie ich schon sagt', es wird möglich sein, dieje in einer Reihe von Jahr' sehr zu verbessern. Das Gut kann später einmal beinahe das Doppelte von seinem jetzige Ertrag bringe. Wenn wir soweit sein werde, wird es das werth sein, was mei Schwefter jetzt dafür gebe will. Schließlich kann auch das Wohlgehalte des Käufers den Preis von einem Gut erhöhen. Meine Schwester hat den Wunsch, in Ebereschenau zu leben.“

„Dann,“ sagte Asten, sich hochkonzentriert, „sind alle Schwierigkeiten gelöst, und ich werde mir erlauben, Fräulein von Waibach zu benachrichtigen.“

„Geduld!“ unterbrach ihn der Pfälzer zornig, „wir sind noch nit am End', sag ich Ihnen! Es bleibt der alt' Herr.“

„Der,“ erwiderte Asten uneingeschränkt, „mit dem werde ich sprechen. Und es ist unmöglich, daß er nicht so viel nützlich Gefühl haben sollte, das Glück seines Kindes dem eigenen Behagen vorzuzöge.“

Salteneo biß sich auf die Lippen. „Wer weiß,“ meinte er, „ob er das Glück seines Kindes gerade in dieser Heirath sieht. Die Wünsche sind verschieden, und so lasse mir ihn lieber scho sei Behage. ... Da wir ich so weit sind, kann ich Ihnen den letzte Vorschlag mache. ... Wir habe den alt' Herrn gern und möchte ihm den Schmerz erspare, das Haus, in dem er sei Lebe verbracht hat, zu verlassen. Meine Schwester heirathet, wie Sie wisse, einen Krüppel. Die Uniform, die ja die Madde so leicht verblendet, muß Ihrem Herrn Kamerade die gesunde Glieder erziele. Nun, sie hat sich's in den Kopf gesetzt, grad' den zu nehme, und da ist nit zu helfen. ... Aber wenn der alt' Herr hier wohnen bleibe, so gebe die beide halbe Mannen zusamme noch immer kaum einen ganze. Mei Schwefter meint, sie hab an beide nit viel zu Bleig. ...“

„Der Edelmutz Ihres Fräulein Schwester hat längt meine höchste Bewunderung erregt,“ erwiderte Asten aus warmen Herzen, „aber ich meine, daß wir ihn bis zu dieser Grenze nit annehmen können.“

„Wie?“ fragte der Pfälzer gereizt. „Herr Major, Sie verstehen die Umständen, und ich hoff', Sie werde nit veruche, sich zwische die Freundschaft der beide Familie Waibach und Salteneo zu schiele! Schon unsere Mütter waren befreundet und wie das Fräulein noch auf dem Arm getragen würd', sind wir die ältere Geschwister für e gewisse. Sie sind dagegen für ein Fremder und unser Anbiederer nicht sich behal auf keineswegs an Sie.“

„Gewiß,“ antwortete Asten, in einiger Verlegenheit, wie er es anfangen sollte, die ihn von Friederike trennende Anspannung seines Nebenbuhlers zu verlernen, ohne diesen auf's Neue zu verletzen.

„Herr von Salteneo, ich bitte, mißverstehen Sie mich nicht,“ sagte er endlich zögernd, „ich werde nit einen Versuch machen, Fräulein von Waibach gegen Sie einzuweihen, und behauere aufrichtig, daß unsre beiderseitige Zuneigung Ihre Hoffnungen zerstreuen müßte. Glauben Sie mir, mein Glück wird dadurch mittellich verunkelt. Gerade nach dieser Unterredung, die mit bewiesen hat, daß Sie das Beste andere, möchte ich nicht, daß Sie andere Gefühle in mir vernichten, und...“

„Space Sie die Wort,“ Herr von Asten,“ rief der Pfälzer abweisend. „Wenn Sie entschlossen sind, Fräulein von Waibach trost nehmen, was dazuge spricht zur Frau zu nehme, so werde ich mich als Mann zu lasse will. Es ist eine Zeit, ich loß er mit einer gewissen Größe, die dem Vaterland so viel Leichtes bringt, das man darüber leichtes vermindere kann, was in meine Schicksal steht. Es hat mancher sei Lebe dafür gegeben und sich noch glücklich gehalten, so viel damit zu erkaufe. Ich werd' mich daran zu erinnern weise.“

Dann grüßte er und sagte kurz: „Wir habe enamer nichts mehr zu sage. Ich hab' die Uhr, mich Ihre zu empfehle.“

Asten reichte ihm die Rechte hin. „Lassen Sie mich um Abschiede noch sagen, daß ich Ihnen diese Stunde nie vergessen würd'. rief er.“

Aber der Derspermt des Pfälzers war zu Ende. Er sah von der ihm dargebotenen Hand nach dem Wagen, der eben wieder aus der Allee herausfuhr, wohl, weil der Klutcher sich über das lange Ausbleiben seines Jagdegesells wunderte, drückte seinen Hut in die Stirn und entsetzte sich mit wuthigen Schritten nach der entgegengetretenen Seite. Asten sah mit menschlichem Verständnisse die unberührte Hand still wieder zurück.

Friederike sah unterdessen am Fenster ihres Wohnzimmers und hielt den Kopf in ihren Armen verdeckt. Tante Mathilde trat auf einmal auf die Schwelle, schreie aber leise wieder um. Sie ahnte, daß ihr blonder Lieblich jetzt nichts anders begehrte, als den Schmerz, der ihm das junge Herz zerdrückte, allein auszuweisen zu können. Sie ging eine Weile im Hause hin und her, ohne einen rechten Zweck zu verfolgen. Es war, als habe sie keine Macht mehr über ihre alten, zitternden Glieder, denn die Jünger trugen sie immer wieder dem Wohngimmer zu, obgleich sie stets wieder umkehrte, wenn sie vor ihm stand. Da kam der Briefbote und brachte einen Brief für Friederike. Die alte Dame nahm ihn und ließ ihn mit einem Seufzer in die grüne Tüte ihres Strickbeutels gleiten. Sie dachte an den Linderglauben des Fräulein, daß aus dem Wunschbeuteln alle erbetenen Herrlichkeiten kämen. Ach nein! sie ließen sich jetzt nimmer herein finden, das das Kind gewordener, der treue, grüngefärbte Begleiter aber unscheinbar und klein geblieben war. Der scharfe Offizier, der so viel Unheil hier angerichtet hatte, ließ sich von der grünen Tüte nicht herausholen, wie einst das ersehnte Bildbuch, die neuangelegene Puppe oder die Tüte mit Zuckerplätzchen. Und dennoch! die Tante dachte es nicht mehr aus und künfte, als sie wieder vor der Schwelle stand, leise die Thüre auf. Da sah das Mädchen gerade so, wie sie es mit Jagen erwartet hatte. Ganz unwillkürlich griff sie nun doch in den Strickbeutel, zog aber für e erste nur ihr Schnupftuch heraus und schamte sich damit.

Friederike hob den Kopf und sah sich um.

„Frühge, ach Oott, Frühge,“ sagte die Tante mit unsicherer Stimme, „was doch nit so e trostliches Gesicht, was doch nit so ein noch alles besser werde! Sieh, hier ist e Brief für dich, lies es!“

Das Mädchen freckte die Hand nach dem Briefe aus und nahm ihn an sich. Als es die Aufschrift gesehen hatte, legte es ihn entzündlich auf das Fensterbrett und öffnete ihn nicht. Das erste hinter Tante Mathilde wieder ihr Name: Friederike. ... Und jetzt stand sie im Augenblicke auf ihrem Füßen.

Was er ein Traum? Oder — oder wenn es greifbare Wirklichkeit war, was bedeutete sie? Friederike wollte es was sagen, aber ihre Lippen zitterten so, daß sie kein Wort hervorbrachten. Aus Asten Gesicht sprach so viel leuchtende Siegesgewisheit, so viel Glückseligkeit! Friederike, wie beholte seine volltönende Stimme, wie sen die den Brief.

„Die Jünger nicht mehr, sondern ähnete sich, so schnell die zitternden Finger gehörden wollten, und las: „Mein liebes Frühge, wenn ich dieses Brief abschickte, dann soll es das letzte Mal sein, daß ich so an Dich schreib'. Wie ich den Namen leit', wie dem ich Dich so lang gerufen hab, fällt es mir ein, und ich möchte die Jünger hinnerufen und den unglücklichen Brief gar nicht anfangen. Aber ich seh' Dein liebes Gesicht vor mir, so schmal und so blaß, wie es im letzten Jahre geworden ist, und dann seh' ich das Bild, das neben mir liegt, das der junge Reiter gemacht hat und auf dem daselbe Gesichtchen so anders ist, so voll Glück und Lieb' und wohniger Lebenslust. Frühge, der Vater hat's zusammengebracht. ... Ich hab' gemeint, ich fönnt' Dich nit hergeben, weil ich ohne Dich nit leben möcht'. Aber seit ich das Bild gesehen hab, läßt es mir keinen Frieden, und wenn es denn der Preis' vermog, Dich so glücklich zu machn, wie der arme, sterbende Mensch Dich mit geistigen Augen geschaut hat, dann nimme Deine Freiheit zurück. Ja, ich geh' zu dem Preuzen, dem Menschen, den Gott — nein, ich will ihn nit verfluchen! Du hast ihn ja gern, den Fremden, — lieber als mich! ... So mag's denn sein! So mag er Dich nehmen, wenn er will. Ich geh', um's ihm zu sagen, eben jetzt. Und wenn er ja sagt, dann ist's das letzte Mal, daß ich Dich schreib'; dann lebe wohl, Frühge, du bist frei, das Ländchen bring' Dir Deinem Kind zurück. Und möcht' ich mit meinem Glück auch wirklich Deines erkaufen! Wied' denn für heut' und — wenn's denn sein muß — allezeit.“

Julius von Salteneo.“

Die Buchstaben schwankten vor Friederike's Augen; denn die Thränen drängten sich wieder in sie. Ein neuer Schmerz ließ sie erucken, der Schmerz um den guten Menschen, dessen Liebe für sie aus jeder Zeile des Briefes sprach. Aber zwischen diese Thränen drängte sich schon stürmisch das Glück, drängte sich die Freude, die der Schreiber ja auch hatte ermeden wollen.

Friederike ließ den Brief sinken und die die Blicke schon fragend zu Asten. Dieser stand jetzt bei ihr.

„Wollen Sie mich nun haben, Friederike?“ fragte er glückselig.

„Ja!“ murmelte sie, und er zog sie an sich und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund.

Eine Minute verwich, in welcher die beiden glücklichen Menschen an nichts anderes dachten, als daß sie sich endlich zu eigen waren. Dann räumte sich Tante Mathilde, die vor Entsetzen starr da stand, und Friederike erhob den Kopf von Asten Brust.

„Tante, Tante Mathilde,“ sagte sie selig lächelnd, „nun ist's doch der Strickbeutel, der uns gekostet hat. ... Er hat ihn mir gebracht. Wünsche mir Glück, Tante! Er gehört ja jetzt wirklich mit uns und wir sind Braut und Bräutigam.“

Die Trauerweide, die auf Wegmeiers Grabhügel stand, sah mit braunen Knospenaugen in's Land, und zwischendrübe Schwalbenhaaren strichen darüber hin und veränderten, daß die Natur ihr großes Aufwachergefehlte. Friederike's liebliche Beschäftigung in den wenigen Wochen, die sie noch in Ebereschenau verbringen mußte, war die Pflege dieses Grabhügels. Es war ihr, als trage sie eine heilige Pflicht der Dankbarkeit ab, wenn ihre Schenken bei dem Todten weilen, der sich so müßig als Saat hatte hinunterbeteten lassen in die stille Erde, um an seinen Theil Deutschland eine herrliche Ernte zu bereiten.

Er war ganz sanft eingeschlafen, der junge Jäger, und hatte den Tod mit jenem selben Lächeln empfangen, mit dem er das Leben zu tragen gewußt hatte. Wenn Friederike von großen und erhabenden Heldenthaten harte, wie sie jene Tage so viele aufzunehmen hatten, dachte sie, sie habe die schönste doch in jenes jungen Landsmanns bester Fähigkeit keinen gelernt.

Salteneo hatte Engersmeil verlassen und war nach Frankreich gereist, um den Kriegsschauplatz zu beschichtigen und ein lebendiges Bild von dem großen Ereignisse der Zeit in sich aufzunehmen, als es Beschreibungen gewähren konnten.

Nun war es März, und in den Lüften wogte es weich. Ein wider hoch weiche durch sie hin; der Erdgeruch stieg aus den grauen Feldern aus und mißte sich in den Duft des neuteuenden Grafes und der springenden Knospen. Da stand Friederike im bräunlichen Schmuß in ihrem Schlafgemach, und das säre Gesichtchen sah unter dem weihnachtlichen Schleiher und dem jungfräulichen Moxentanz ganz so wohnig und glückselig aus, wie es der junge bogrige Jäger voranhand geschaut hatte. Das Ländchen aber stand bei der Freundin, nahm die Mythe aus der weichen Fülle der Foden und half ihr beim Anlegen des Reifschleides. Dabei trafen sich die Augen der beiden im Spiegel und füllten sich mit Thränen.

Friederike schlang beide Arme um den Hals des Ländchens, und ein wärmehüßiger Ernst verdrängte ihr seliges Lächeln. „Sag ihm, wie dankbar ich ihm bin!“ küßte sie. „Ich werd' auch nit, wie veresse, dich und ihn. Und nach War werde er immer den erste Blag in meinem Herze habe. ... Sag's ihm, Ländchen, nit wahr?“

Ländchen nickte und küßte den Mund Friederike's, während die Thränen ihr Gesicht hell über die frischen Wangen herabläufen. Aber aus den weinenden Augen schaute ein träuflicher Blick. Das warmherzige Ländchen hoffte, daß die Freundin hielt sich in ferne, aber kommende Zeit die Herzen, welche die Liebe auseinander gerissen, wieder vereinigten würde.

(Ende.)

Hergius Panin.

Roman von **Georges Ohnet.**

Erstes Kapitel.

In einem sehr alten und großen Hause der Straße St. Dominique war seit dem Jahre 1873 die Firma Desoarennes, eines der besten Pariser Handlungshäuser und eines der angesehnen Fabrikgeschäfte Frankreichs, etabliert. Die Geschäftsführer befanden sich in den beiden nach dem Hof zugewandten Seitenflügeln, die früher als Gefundenwohnungen dienten, als noch das obbe Geschicht, dessen Wappen über dem Hofthor nun hinweggenommen war, dieses Vestibulum inne hatte. Frau Desoarennes wohnte in der Hauptgebäude, das sie auf's Glänzende nie eingerichtet und in dessen großen, hohen Räumen sie nach vollendetem Geschmahe wahre Wunderwerke der Kunst angehäuft hatte. Das Haus Desoarennes, ein geräumiger Konturrent Darblags, des größten Wäbtenbesters Frankreichs, ist eine soziale und kommerzielle Macht, und Derjenige, welcher sich in Paris nach der Solidität dieses Hauses erkundigt, erhält den Beschreib, das es auf die Untersticht seines Gehes getrost zwanzig Millionen borgen könne. Dieser Gehet aber ist eine Frau.

Diese mit wunderbarem Verstand und eiserner Willenskraft begabte, merkwürdige Frau hatte sich vorgenommen, ein großes Vermögen zu erwerben, und hatte ihren Vorlay durchgeführt. Als Tochter eines gewöhnlichen Landnechts aus der Straße Neuve Coquenot, heirathete sie, um 1848, Michel Desoarennes, einen Wädgergefellen von der Ghauffe d'Antin. Mit den tausend Franken, die der Bäckereiführer Tochter mitgab, rickte das junge Ehepaar einen Laden zu eröffnen und eine kleine Bäckerei zu gründen. Während der Mann Teig knete und Brot buk, besorgte die junge Frau den Verkauf der Waare. Der Laden wurde weder an Sonn- noch an Feiertagen geschlossen und man konnte zu jeder Tageszeit die ernte Gestalt der Frau Desoarennes durch's Ladenfenster, zwischen den roten und blauen Rädern mit verschiedenem Backwerk, sehen, wie sie molle Stämpfe für ihren Mann strickte und Küster erwartete. Diese Frau mit der gewöhnlich Stirn und den sortwährend auf ihre Arbeit gerichteten Augen erschien als eine Verfolgerin der Beharrlichkeit. Nach fünfjähriger, rastlos Arbeit verließ die Eheleute Desoarennes mit einer hellere Weise zusammengeparten Summe von etwa zwanzigtausend Franken den Abhang des Montmartre und zogen in's Centrum der Stadt. Der Gehetz hatte sich ihrer veremächtigt, und in Selbstvertrauen mangete es ihnen ohnehin nit. Sie richteten sich in der Straße Vivienne ein reichergoldenes und mit Spiegel geschmücktes Laden ein, dessen bunte bemalte Decke die Blicke des vorübergehenden Publikums auf sich zog. Die Auslagen des Laden waren aus weißem Marmor und die Größe des Pults, an dem Frau Desoarennes selbst thronte, entsprach den täglichen Einnahmen. Das Geschäft florierte und der Absatz steigerte sich aufsehend. Das Ehepaar Desoarennes, dessen Kennzeichen jetzt ein anderer, größerer und wohlhabenderer geworden war, arbeitete eifrig und verlegnete nie seinen Sinn für Ordnung und Sparsamkeit. Ihre Specialität waren die kleinen Weibstrümpfe für Restauranten; Michel hatte das Geheimniß dieser goldbarren Semmel, die funktvoll in Damaststücken gewickelt, eine Reihe jedes Ertigliches bilden, und den verwöhnten Appetit reizen, Wiener Bäckern abgesehen.

Einst rechnete Frau Desoarennes nach, wieviel wohl die Müller an Mehl verdienen, das sie den Bäckern verkaufen; sie kam dabei zu dem Entschluß, diese kostspieligen Mittelpersonen zu umgehen und das für den eigenen Bedarf nothwendige Mehl selber zu mahlen. Michel, eine jaghafte Natur, ergriff, als ihm die „Prinzpalin“ wie er seine Frau respeltooll nannte, dies einfache Projekt auseinandersetze, da er aber an Unternehmlichkeit gewöhnt war und sich nur als den ersten Gehilfen seiner Frau betrachtete, so getraute er sich keinen Widerspruch. Als echter Gewohnheitsgenüß, der alle Neuerungen haßt, benugte er sich mit der zitternd vorgebrachten Warnung: „Aber Frau, du wirst uns noch ruiniren!“ Die Prinzpalin suchte den armen, sorgenvollen Mann zu beruhigen, ihm Vertrauen und Zuversicht einzuflößen; da ihr dies aber nicht gelang, so kümmerte sie sich nicht weiter um ihn. In Jouy, am Ufer der Dijne, war eine Mühle veräußert; sie bezahlte sie bar, und nach einigen Wochen hatte die Bäckerei in der Straße Vivienne ihre Unabhängigkeit erlangt und verarbeitete ihr eigenes Mehl. Von nun an nahm das Geschäft einen glänzenden Aufschwung. Frau Desoarennes, die sich von Kleinfrum des Detailgeschäftes freimachen wollte und sich die Fähigkeit zutraute, großartige Unternehmungen zu leiten, beschloß nun, sich um die Brotlieferungen für die Militärpöstler zu bewerben; es gelang ihr, diese Lieferungen zu erhalten, und von jetzt an zählte die Firma zu den bedeutendsten ihrer Art. Als die Handlungswelt den hohen Flug der Desoarennes wahrnahm, da sprachen die großen Weibstrümpfe: Diese ordnungsliebenden und thätigen Leute werden es noch weit bringen, wenn sie sich nur nicht überfüren!

Die Prinzpalin schien jedoch die Gabe der Vorkerkheit zu besitzen, sie spekulierte mit einer merkwürdigen Sicherheit; und wenn sie etwas unternahm, so konnte man unselbbar auf Erfolg zählen; alle ihre Unternehmungen waren von Glück begünstigt. Zufünftigen Dankerotters ging sie schon von Weitem aus dem Wege, und es gelang ihr, die Firma in ein lautes Geschäft zu vermicrern. Michel zitterte aber noch immer. Der ersten Wäbte folgten viele

andere, bis zuletzt Frau Desoarennes fand, daß dieses ganze System veraltet sei, daß man fortgeschritten müßte, und nun ließ sie großartige Dampfmaschinen bauen, die gegenwärtig jährlich für hundert Millionen Franken Mehl erzeugen.

Durch bewundernswürdige Willenskraft und Energie war Frau Desoarennes nach fünfzehn Jahren aus der traurigen, schmüßigen Straße Neuve Coquenot in ihr Haus der Straße St. Dominique gelangt. Von der ehemaligen Bäckerei war keine Rede mehr; den Laden in der Straße Vivienne hatte man schon längst dem Allgefallen übergeben. Jetzt betrieb Frau Desoarennes ausschließlich das Weibgeschäft, worin sie nun die Marktpresse machte. Die angesehnen Bankiers erschienen in ihrem Comptoir, um mit ihr auf gleichem Fuß zu verhandeln. Sie war aber deshalb nicht stolz geworden, die starken und die schwachen Zeiten des Lebens waren ihr nur zu gut bekannt und ihre ehemalige Freimüthigkeit war kein hochmüthiger Dünkel geworden. So, wie man sie als Anfangsgerichte gekannt hatte, blieb sie auch auf dem Gipfelpunkt ihrer Erfolge; der ganze Unterschied bestand darin, daß sie jetzt anstatt eines molleinen, ein selbsten Kleid trug — seine schwarze Farbe aber war geliebter. Auch ihr Ausdrucksweise hatte sich nicht verändert, es was eren noch die nämlichen rätschlosigen, familiären Redewendungen, die sie anwendete, und auch jetzt konnte sie nicht widerstehen, jede beliebige vornehm Person, nachdem sie fünf Minuten lang mit ihr gesprochen, „mein Lieber“ zu nennen, um sich auf diese Weise mit ihr auf gleichen Fuß zu stellen. Dabei war sie aber eben so beschäftigt wie früher, nur auf eine ungeniertere Manier; ihre Befehle klangen jetzt ungezügelter, wie die eines Oberbefehlshabers. Wenn sie gesprochen hatte, galt kein Zaudern mehr, das beste war, so schnell als möglich zu gehorchen.

Trotz alledem aber fühlte sie sich nicht glücklich. Diese schöpferische Natur war unfruchtbar geblieben. Das Gehirn schien alle fruchtbaren Kräfte ihres Weibes absorbiert zu haben. Durch die Anstrengungen, die sie gemacht hatte, um reich zu werden, war sie so sehr Mann geworden, daß nicht genug Weiblichkeit zurückgeblieben war, um Mutter zu werden. Ihr Ehestand währte nun schon fünfzehn Jahre, und immer noch sehtie die Wiege an der Seite ihres Bettes. In den ersten Jahren ihrer Ehe war sie froh, kein Kind bekommen zu haben; mo hätte sie wohl die mangelhaften Summe von etwa zwanzigtausend Franken den Abhang des Montmartre und zogen in's Centrum der Stadt. Der Gehetz hatte sich ihrer veremächtigt, und in Selbstvertrauen mangete es ihnen ohnehin nit. Sie richteten sich in der Straße Vivienne ein reichergoldenes und mit Spiegel geschmücktes Laden ein, dessen bunte bemalte Decke die Blicke des vorübergehenden Publikums auf sich zog. Die Auslagen des Laden waren aus weißem Marmor und die Größe des Pults, an dem Frau Desoarennes selbst thronte, entsprach den täglichen Einnahmen. Das Geschäft florierte und der Absatz steigerte sich aufsehend. Das Ehepaar Desoarennes, dessen Kennzeichen jetzt ein anderer, größerer und wohlhabenderer geworden war, arbeitete eifrig und verlegnete nie seinen Sinn für Ordnung und Sparsamkeit. Ihre Specialität waren die kleinen Weibstrümpfe für Restauranten; Michel hatte das Geheimniß dieser goldbarren Semmel, die funktvoll in Damaststücken gewickelt, eine Reihe jedes Ertigliches bilden, und den verwöhnten Appetit reizen, Wiener Bäckern abgesehen.

Ein Wetter in der Noth.

Simmelthoth jauchzend, zum Tode betäubt.

Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

So seufzte Acturius Langhammer vor sich hin, indem er die dünnen Arme aus den Tisch stemmte und mit den knochenigen Fingern einen Rheinländer auf seiner Stirn zu trommeln veruchte. „Ja, himmelhoch jauchzend“, so war es ihm wohl in den ersten vierzehn Tagen gewesen, seit „sie“ drüben auf dem Gang das kleine Zimmerchen bezogen, aber dazwischen lag eine lange, lange Spanne Zeit und nachher war nur das „zum Tode betäubt“ übrig geblieben. Die kleine hatte gleich am ersten Abend einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht. Daß er sie liebte und daß sie ihm einst zugehören müßte um jeden Preis, darüber war er sich schon in der ersten Nacht im Klaren. Und war es denn etwa eine nie zu verwirklichende Illusion? Walt er, der Acturius Langhammer, mit seinen 75 Mark monatlichen Diäten nicht für eine gute Partie?

Tagtäglich sah sie sich; Morgens, wenn er zum Bureau ging und Abends, wenn sie im halbuntenen Gaufur aneinander vorbeistrich; Acturius Langhammer seufzte hinter der Thür, wie er seufzte auch auf dem Bureau, so daß ihm sein Gehet megalma eine Ringe hätte erteilen müssen. Und dabei blieb's!

Er mußte aber auf eine Antinipung sinnen. Da hatte er einst bei einem Antiquar einen Schmeßer von Roman erstanden; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fräulein aus dem Speffart oder die sieben Morböhnen betitelte. Darin wurde erzählt, wie ein Ritter sich die Gant einer Dame erwarb, indem er sie aus den Händen der Mäuer befreite.

„So, wären die Zeiten noch!“ hatte Langhammer gefeußt, als er das Talament erstand; das Fr